

Berliner Volksblatt.

Organ für die Interessen der Arbeiter.

Das „Berliner Volksblatt“ erscheint täglich Morgens außer nach Sonn- und Festtagen. frei in's Haus vierteljährlich 3 Mark, monatlich 1 Mark, wöchentlich 25 Pf. Einzelne Nummern 5 Pf. Postabonnement pro Quartal 3 Mark. (Eingetragen im VIII. Nachtrage der Postzeitungspreisliste unter Nr. 719a.)

Insertionsgebühr
beträgt für die gespaltene Petitzeile oder deren Raum 40 Pf. Arbeitsmarkt 10 Pf. Bei größeren Aufträgen hoher Rabatt nach Uebereinkunft. Inserate werden bis 4 Uhr Nachmittags in der Expedition, Berlin SW., Zimmerstraße 44, sowie von allen Annoncen-Bureaus, ohne Erhöhung des Preises, angenommen.

Redaktion und Expedition Berlin SW., Zimmerstraße 44.

Abonnements-Einladung.

Für den Monat September eröffnen wir ein neues Abonnement auf das

„Berliner Volksblatt.“

Frei ins Haus kostet dasselbe 1 Mark, Bestellungen werden von sämtlichen Zeitungspediteuren, sowie in der Expedition, Zimmerstraße 44, angenommen.

Für Außerhalb nehmen alle Postanstalten Abonnements für den Monat September gegen Zahlung von 1 Mark entgegen.

Den neuen Abonnenten wird der bisher erschienene Theil des fesselnden und interessanten Romans

„Das Kind des Proletariers“

aus der Feder von U. Rosen — soweit der Vorrath reicht — gegen Vorzeigung der Abonnementsquittung in der Expedition Zimmerstraße 44 gratis verabfolgt.

Auch eine wirthschaftliche Besserung.

In Kassel hat dieser Tage der Verbandstag der städtischen Haus- und Grundbesitzervereine Deutschlands stattgefunden und ein Herr Wöniger aus Berlin hat daselbst verkündigt, daß sich die Verhältnisse des städtischen Grundbesitzes gebessert hätten. Ist dieser Herr Wöniger derselbe, der im Jahre 1848 in Berlin eine so sonderbare Rolle gespielt hat? Wenn es derselbe ist, dann begreifen wir auch sein Auftreten in Kassel.

Also die Verhältnisse im städtischen Häuser- und Grundbesitz haben sich gebessert! Inwiefern haben sie sich gebessert und für wen? Wenn wirklich eine „Besserung“ vorhanden ist, so kann es nur eine solche sein, die den Haus- und Grundeigentümern zu Gute kommt. Diese Haus- und Grundeigentümer bilden eine kleine Kinderzahl, die ungeheure Mehrzahl der Bevölkerung, die aus Miethern besteht, wird von einer „Besserung“ in den Häuser- und Grundbesitzverhältnissen der Städte bis jetzt sehr wenig verspürt haben.

Die Herren Haus- und Grundeigentümer mögen es schon als eine Besserung ihrer Lage ansehen, daß die Mietzpreise in den Städten so ungeheuerlich gestiegen sind. Es hat sogar die Anscheinung, als wolle diese „Besserung“ in steigender Tendenz verharren und als wollten die Mietzpreise die Grenzen der Möglichkeit erreichen.

Den Miethern gegenüber von einer „Besserung“ reden zu wollen, wäre der blanke Hohn. Allein der Hauswirth betrachtet den Miether als einen nicht ganz vollkommenen

Menschen, gerade wie eine Schnecke mit dem Häuschchen auf dem Rücken eine andere Schnecke, die kein Häuschchen darauf trägt, nicht für voll nimmt. Also wenn der Hauswirth von einer „Besserung“ spricht, was geht das den Miether an?

Von Wohnungsnoth in den großen und mittleren Städten spricht man kaum mehr, weil dieser Zustand mit Ausnahme von wenigen Plätzen, nunmehr permanent geworden ist und der Mensch sich an Alles gewöhnt, so gewöhnt er sich auch daran. Die Miethen haben eine Höhe erreicht, die manchmal schwindeln macht. Für den Geschäftsmann, der nicht bemittelt ist oder am Jahresluß eine glänzende Bilanz aufzuweisen hat, ist der hohe Mietzpreis geradezu ein Strid um den Hals. Der Handwerker, der Arbeiter, der kleine Beamte, sie sollen sich daran gewöhnen, einen mächtigen Druck zu ertragen, der in Gestalt der Wohnungsfrage auf ihnen lastet. In der Mitte der Städte können sie nicht wohnen, sie sind in die Vorstädte verbannt, von wo Arbeiter und Beamte oft stundenlang bis zu der Stelle, wo sie arbeiten, zu gehen haben, wenn sie nicht per Woche so und soviel für Fahrgehalt ausgeben wollen. Und dann haben sie die Wahl, in einem engen, dumpfen, schmutzigen und baufälligen Hinterhause etwas billiger zu wohnen, oder sie nehmen sich eine Wohnung, die auf die Straße geht, die aber zu theuer ist, als daß sie dieselbe bezahlen können. Dann müssen sie sich auf das Vermietzen von Zimmern oder von Schlafstellen verlegen und leben in unaufhörlicher Beforgnis, daß ihnen die Astermiether abgängig werden oder nicht pünktlich bezahlen könnten. Sie selbst aber müssen sich aufs Aeußerste einschränken; sie wohnen, essen und schlafen, wenn es gut geht, in der Küche, wenn es schlechter geht, auf dem Vorplatze. Und wie übel sind die kleinen selbstständigen Handwerker der großen Städte daran, die ihrer Rundschau wegen in Stadttheilen wohnen müssen, in denen die Wohnungen etwas theurer sind.

Das sind bekannte Dinge und den Herren Haus- und Grundbesitzern sind sie auch nicht verborgen geblieben. Um so frivoler ist es, da ohne Weiteres von einer „Besserung“ in den Verhältnissen des Grund- und Häuserbesitzes zu sprechen.

Wer heute die Wohnungen des Proletariats besucht, der wird staunen, wie weit die Lebenshaltung der arbeitenden Klassen gerade durch die Wohnungsverhältnisse hinabgedrückt worden ist. Für den, der sich dies Elend noch nicht mit eigenen Augen angesehen, ist es ungläublich, wie sich die Menschen in Bezug auf ihre Wohnung behelfen müssen. Und doch wird der Mietzpreis ebenso unerbittlich eingetrieben, wie der Beitrag für des Leibes tägliche Nothdurft und Nahrung.

Die gegenwärtigen Wohnungsverhältnisse sind eine dringende Gefahr für Gesundheit und Einlichkeit der Bevöl-

kerung. Ist darin auf dem Verbandstag der Herren Häuser- und Grundbesitzer auch nur eine Silbe gesprochen worden? Nein, da war es vielmehr der Sache angemessen, sich über die Grund- und Gebäudesteuer zu unterhalten, die von den Hausbesitzern ja doch auf die Miether abgewälzt wird.

Aber es kann garnicht mehr lange dauern, so wird sich die Gesetzgebung genöthigt sehen, gegen diese Verhältnisse einzuschreiten. Bisher hat man diese Dinge, wo so schwer Rath zu schaffen ist, absichtlich bei Seite liegen lassen, allein das Unheil ist dadurch nur gewachsen. Während die Industrie der arbeitenden Bevölkerung Anstrengungen und Entbehrungen zumuthet, die kaum erträglich sind, schädigen die Massenquartiere der großen Städte die Gesundheit der Bevölkerung auf's Schwerste und legen ihr dazu noch pekuniäre Lasten auf, unter denen sie fast zusammenbricht. Dabei wird jede, auch die geringste Gelegenheit benützt, die Summe des Mietzinses emporzuschrauben, obschon eine steigende Tendenz ohnehin vorhanden ist.

Solchen Dingen kann die Gesetzgebung nicht lange mehr ruhig zusehen und man wird zu dem Mittel greifen müssen, eine staatliche Taxation der vorhandenen Wohngebäude und der künftig zu erbauenden vorzunehmen und die Höhe der Mietzins durch Gesetz festzustellen, damit die Schraube der Steigerung nicht mehr beliebig gedreht werden kann.

Die staatliche Feststellung der Mietpreise ist keine Lösung dieser Frage. Wir wollen darin eine solche bei Leibe nicht suchen. Wir wissen ganz genau, daß man die Höhe der Preise nicht dauernd künstlich fixiren kann, aber in etwas kann man doch dem herrschenden Unfug im Wohnungssystem steuern und es würden sich auch Mittel finden, die Umgehung eines solchen Mietgesetzes zu verhindern.

Wir betonen also nochmals, daß wir in einer solchen Maßregel nicht die Lösung der Frage selbst erblicken. Allein wir sind der Ueberzeugung, daß die Gesetzgebung mit der Zeit zu einer solchen Maßregel gebrängt werden wird.

Dann wird man sich wenigstens einmal mit der so schon vermiedenen Wohnungsfrage beschäftigen müssen.

Politische Uebersicht.

Bis zu den Reichstagswahlen. so schreiben die konservativen „Dresdener Nachrichten“, wird man von Arbeiterfreis behufs Verbesserung der wirthschaftlichen Lage nicht viel zu hören bekommen. Die Sozialdemokratie hat an ihre Anhänger die Weisung ertheilt, jetzt zunächst alle Geldmittel für die bevorstehenden Wahlkämpfe zu sparen und zu sammeln und sie nicht in Lohnkämpfen zu verausgaben. In Berlin beschränkt sich daher auch die Lohnbewegung vorläufig darauf, die Forderung eines Normalarbeitstages zu begründen und die gegenwärtigen Löhne als die Minimallohne zu bezeichnen. — Die „Dresdener Nachrichten“ müssen's wissen.

nachdem Dr. Melldew gekommen war, um mit ihm zu sprechen und er überall vergebens gesucht worden war und man dessen Brief gefunden und dem Anwalt übergeben hatte.

Besorgt wegen der Wirkung, welche die Nachricht auf Lady Bide haben könnte, begab sich Dr. Melldew mit dem Briefchen zu Myra, um ihren Rath zu hören.

Die Diener beider Häuser wurden alsbald ausgeschickt, nach dem Häschtling zu suchen.

Myra erschien in Bide-Hall, um ihrer Freundin die betrübende Neuigkeit vorsichtig mitzutheilen und während sie bei Lady Bide weilte, und Dr. Melldew noch am Eingang des Schlosses zögerte, näherte sich Sir James Wrigley langsam.

Er war gekommen, um sich als höflicher Nachbar nach dem Befinden der Lady Bide zu erkundigen.

„Lady Bide“, sagte der Anwalt, war gestern leidend und wird sich heute kaum wohler fühlen, denn diesem schönen kleinen Knaben, dem Rupert, hat Jemand etwas in den Kopf gesetzt, er sei ein Findling und dergleichen. — Der Teufel hole den, der dem Kinde das beigebracht hat, und in seinem Elend ist er davongelaufen.“

„Du lieber Himmel!“ rief Wrigley aus. „Das kommt daher, wenn man fremde Kinder adoptirt. Das erinnert mich an die Fabel von dem Manne, der eine Schlange an seinem Busen wärmte, bis sie ihn und seine Familie stach.“

„Und mich erinnert es immer.“ Inurrte Dr. Melldew, der mit Wrigley beständig auf dem Kriegsfuß lebte, „an die verdammte Thorheit jener unseligen Schwäger die sich ewig unterufen in anderer Leute Angelegenheiten mischen.“

„Wie hat die gnädige Frau die Nachricht aufgenommen?“ wendete der Anwalt sich jetzt an Myra, die zu ihm getreten war. „Sie liebte den Knaben zärtlich und hat erst gestern ihr Testament zu seinen Gunsten gemacht.“

„Die erschütternde Kunde hat sie nicht niedergeworfen, wie ich befürchtet habe.“ erwiderte Myra, „sie scheint vielmehr ihre ganze Selbstbeherrschung durch die Nothwendigkeit wieder gefunden zu haben, alle ihre Kraft zusammenzuraffen, um dem armen Kinde auf die Spur zu kommen. Lady Bide wünscht zunächst die Polizei in Anspruch zu nehmen.“

„Ich denke“, bemerkte Wrigley mit seiner einschmeichelnden Stimme, „daß ich den besten Ort weiß, wo man nach ihm forschen kann. Unten am Hafen.“

„Wie! Sie meinen, er ist zur See gegangen?“

„Ja, er ließ in der letzten Zeit wiederholt Andeutungen über Seereisen fallen, und über die Möglichkeit, jenseits des

Feuilleton.

Das Kind des Proletariers.

Sensationstroman von U. Rosen.

(Fortsetzung)

Die Gesellschaft brach bald auf, sie wollte so schnell als möglich vorwärts kommen. Sie waren Alle in ziemlich guter Laune, da Tony Jedem von ihnen eine Pfundnote gegeben, für sich selbst hatte er zehn Pfund behalten. Dieses Geld war die Belohnung, welche Dr. Wrigley ihm für die Ueberrumpelung Ruperts geschenkt.

Du läufst nicht die mindeste Gefahr, Tony,“ hatte Dr. Wrigley ihm gesagt. „Ich gebe Dir das Geld nur als Zeichen meiner Anerkennung, denn der Knabe ist schon ziemlich erwachsen und folgt Dir aus eigenem Antrieb wegen der Unbehaglichkeit seiner augenblicklichen Stellung im Hause der Lady Bide.“

Der erste Tag der Wanderung war für den armen Rupert sehr trübselig. Sein Kopf schmerzte ihn entsetzlich, er war matt und schwach von Hunger und dennoch widerstrebte es ihm, an den Wohlthaten dieser Landstreicher Theil zu nehmen. Der grobe Anzug qualte und beengte ihn. Noch mehr peinigten ihn die plumpen schweren Stiefeln, die ihm die Füße wund rieben.

Tony und seine Helfershelfer bemerkten den trostlosen Zustand ihres Kameraden wohl und bemühten sich ihm zu schmeicheln und ihn aufzuheitern, damit ihm die Luft nicht anwandte, ihnen zu entrinnen und in die verlassene glänzende Heimath zurück zu fliehen, aber Rupert schämte sich thörichterweise eines solchen Entschlusses. Er dachte dabei nicht nur an das Hohngelächter seiner gegenwärtigen Gefährten, sondern auch an das Schreiben, das er in seinem Zimmer zurückgelassen hatte, außerdem verlegte ihn die Erinnerung an seine niedrige Geburt und an sein früheres Leben im Hause der Lady Bide in einen fast wahn sinnigen Schmerz.

Spät am Abend fand Tony's müde Wandertruppe einen geeigneten Platz für ihr Lager auf einer ideo Wiese. Selbst die Wärme der untergehenden Junisonne vermochte den düsteren Ort nicht behaglich oder schön erscheinen zu lassen.

Mit einem tiefen Seufzer sank Rupert auf das Gras nieder und schleuderte seine Schuhe von sich.

„Da siehst Du,“ sagte Tony halb zornig, halb neckisch,

was es heißt, ein Edelmann sein! Du läufst nicht halb so gut wie mein Junge, der kleiner ist wie Du und noch eine Bürde Hinterschweif tragen muß.“

„Ich bin nicht daran gewöhnt,“ erwiderte Rupert ärgerlich.

„Du wirst Dich schon daran gewöhnen,“ sagte Tony, „was einmal im Blute liegt, das kommt doch früher oder später zum Vorschein. Deine Leute, mein Bürschlein, waren so gut zu Fuß, wie wir, und Du wirst es auch noch lernen.“

Diese Andeutung brachte Ruperts Klagen zum Schweigen. Ueberwältigt von Hunger ah er etwas von der aufgetragenen Abendmahlzeit und streckte sich dann auf dem Rasen aus, mit tragem Antheil den seltsamen Erzählungen der rauchenden und schwagenden Gesellschaft um ihn her zuhörend.

Tony legte seine Hand auf des Knaben dichtes Gelod.

„Siehst dieser Haarschmud nicht gar zu mädchenhaft aus?“ fragte er.

Die Männer lachten.

„Und wie unvortheilhaft für die Fahrt. Der ganze Staub der Heerstraße wird sich darauf sammeln, mein Junge, denn jetzt hast Du keinen Kammerdiener zur Verfügung, der Deinen Kopf büflet und reinigt. Du machst Dich nur unnütz auffällig und lenkst die Aufmerksamkeit auf Dich, bis ein Polizeispion Dich erkennt, Dich gefangen nimmt und ins Schloß zurückschleppt, zum großen Spas für die Dienerschaft und zur Belustigung für Deine ehemaligen vornehmen Schulkameraden.“

Sie können mir das Haar abschneiden, wenn es Ihnen beliebt,“ sagte Rupert entrüstet.

„So komm mein Junge, ich will thun, wie Du wünschst. Alte, wo hast Du Deine Schere?“

Nachdem Frau Pettigrew ihrem Gatten eine Barbierschere überreicht, welche Dr. Wrigley sammt dem groben Anzug und den plumpen Schuhen geliefert hatte, kniete Tony hinter seinem Opfer nieder und sahor ihm mit geschickter Hand jene Rasen dunkler Locken ab, auf die Myra und Lady Bide so stolz gewesen waren.

Rupert, dem kein Spiegel zu Gebote stand, ahnte nicht, wie vollständig umgewandelt er erschien.

In der groben Kleidung, mit dem durch die weiten schweren Schuhe veränderten Gang und der von der Sonnen gluth verbrannten Haut, würde Lady Bide ihren Knaben selbst nach dieser kurzen Zeit kaum wieder erkannt haben.

Die Flucht Ruperts aus dem Schlosse ward erst entdeckt,

Die Deutsch-Freisinnigen in Chemnitz haben erklärt, keinen eigenen Kandidaten zur Reichstagswahl aufzustellen. Das heißt, sie wollen für den Kandidaten der Konservativen und National Liberalen, Herrn Landgerichtsdirektor Schieber, stimmen. Darüber großer Jubel in dem national-liberalen Lager, die diesen Entschluß „dankebar willkommen“ heißen. Wie heißt doch das alte Sprüchwort von dem, welches sich schlägt und verbrät?

Zur Affaire Ricker. In einer der „Bosnischen Zeitung“ aus München von der Redaktion der „Pol. Blätter“ zugegangenen Nachricht heißt es:
Herr Bierd hatte den „Dunkelmann von 48“ aufgefordert, der die „Pol. Wochenschrift“ zur Veröffentlichung der Falschakte verleitet hätte, sich offen und ehrlich zu der That zu bekennen, widrigenfalls die Redaktion sich von jeder Veröffentlichung, ihm gegenüber das Redaktionsgeheimnis zu bewahren, endgültig entbinden würde. Die Folge dieses Briefes waren folgende Telegramme:
1) Telegramm 8765. * 13. August, 9.50 Min. Komme sofort! Einen Tag warten!
2) Telegramm 8770. Berlin, 14. August, 2.15 N. Kranl, gebrochen hier angekommen. Weiterreise unmöglich. Ricker vollständig unterrichtet.
3) Telegramm 8728. * 15. August, 5.52 N. Ricker telegraphierte nach Berlin. Verhöht. Alles erledigt. Name nirgend zu nennen gebraucht. — Brief folgt.

Der Brief, heißt es in der „Pol. Wochenschrift“ weiter, folgte in der That. Er enthielt, abgesehen von den geradezu steinerweichenden Bitten an die Redaktion, ihn mit Rücksicht auf seine Familie und den Umstand, daß er, ein „greiser Achtundvierziger“, schon vor 35 Jahren oder noch früher „mit Alfred Reigner im Leipziger sozialistischen Klub gelagt“, zu schonen, noch zweierlei:
1) Die Drohung gegen Herrn Bierd, derselbe werde für den Brief, der ihn „zu Tode verwundet“, seinem Sohne Rede zu stehen haben.
2) Die Mittheilung, daß Herr Ricker selbst gegen die Namensnennung sei, da „gerichtlich viel zur Sprache käme, was die Verzweiflung zu sagen zwingt, so jetzt noch still bleibt.“

Zu mehrerer Bestätigung des letzteren Punktes ging so dann bei der Redaktion der „Polit. Wochenschr.“ noch folgendes Telegramm ein:
Telegramm No. 2060. Kulmsee, 17. August, 5.20 N. Ricker's ausführlichen Brief eben empfangen. Will Sache todtschweigen. Alle Polemik begraben, mir allein Erklärung überlassen. Diese schreibe ich.
Wir bedauern nur — so bemerkt dazu die „Pol. Wochenschrift“ — eine weitere Erklärung von dem sehr ehrenwerthen Abtender nicht mehr annehmen zu können. Nachdem derselbe sich hinter unserm Rücken mit dem von ihm in denkbar verächtlichster Weise charakterisirten Herrn Ricker in Verbindung gesetzt und über unsere Köpfe weg eine Veröhnung inszeniert hat, haben wir bei dieser Tragi-Komödie nicht weiter mitzuwirken und überlassen den häuslichen Streit zwischen Herrn Ricker und seinem Landsmann allein den Beliebigsten.

Strafimpfung. Dem Kurier Boyn,“ zufolge mußte der verantwortliche Redakteur desselben, Herr v. Grczynski während der Verhütung einer elfmonatlichen Gefängnisstrafe wegen Preßvergehen in einem Alter von nahezu 60 Jahren auch die Zwangs-Impfung im Pöfeniler Gefängnis über sich ergehen lassen!
Nachdem die Spione von Koblenz, eine Entdeckung, deren Ruhm die „Köln. Btg.“ zu tragen hat, ihre Kunde durch fast alle deutschen Blätter gemacht haben, zeigt es sich, daß wieder einmal ein arger Gesunkler dahinter gesteckt haben muß. Es handelte sich um zwei in Koblenz verhaftete französische Offiziere, in deren Besitz Pläne, Skizzen, Zeichnungen u. vorgefunden wurden, die also mit einem Wort Militärspionage getrieben haben sollten. Mit unverkennbarem Behagen, das sehr nach „Franzosenstrolche“ schmeckte, wurde noch hinzugefügt, daß den Verhafteten der Landesverratsprozess gemacht werden würde und würden die Gesetzesparagrafen angezogen, welche die Missethat zu sühnen hätten. Zur allgemeinen Enttäuschung aber sind die beiden Franzosen nach einigen gewiß nicht sehr angenehmen in Koblenzer Amtsgefängnis verlebten Tagen freigelassen worden und haben sich um ein Reiseabenteuer reicher nach Paris begeben. Die Wahrheit war also vermutlich, daß die Offiziere sich mit Eifer einiger Studien beflissen hatten und dadurch ihr Mißgeschick selbst heraufbeschworen; sie waren aber durchaus nicht bestellte Spione. Hoffentlich wird Frankreich Wiedervergeltung in der Höflichkeit und Milde üben, wenn einmal ein deutscher Tourist auf französischen Festungswällen — spazieren gehen sollte!

Zur Regelung der Kongofrage soll in nächster Zeit eine Konferenz berufen werden, auf welcher Deutschland den Vorschlag führen soll. Es wird sich hauptsächlich um die Frage handeln, welche Bestimmungen des Völkerrechts Platz zu greifen haben in Bezug auf Staaten-Neubildungen durch private Annexion oder Erwerb wilder Staatsgebiete durch Private oder durch zivilisirte Staaten. „Es ist“ — bemerkt

Meeres sein Glück zu machen, auch sah ich ihn öfters mit einem Matrosen, in dem ich einen gewissen Sam Porter erkannte, der früher in der Nähe des Willemsen-Reservoirs wohnte und als er in Noth gerathen und es wohl müde geworden war, für eine Frau, ein Kind und eine Schwiegermutter zu sorgen, davon lief und zur See ging.“

„Und Du sahst diesen Menschen mit Rupert?“ fragte Myra.

„Ja, sie schienen sehr vertraut mit einander.“

„Und weshalb erwählten Sie dessen nie gegen Lady Bide?“ rief Dr. Melodew empört aus.

„Ich mochte mich nicht in anderer Leute Angelegenheit mischen“, entgegnete Briglen beziehungslos.

„Mit Porter!“ wiederholte Myra. „Dann fürchte ich, daß er allen Ernstes mit diesem auf und davon gegangen ist und wir ihn nicht wieder erlangen werden. Jener Mann war sein Vater. War er das nicht, James Briglen?“

Und Myra's Augen schleuderten flammende Blicke auf ihren Vetter, welche ihn an die Kinderpächterin und an manche andere That lichtschauer Hösheit erinnern sollten.

„Ja“, antwortete er kleinlaut, „ja Myra, ich glaube Du hast Recht.“

„Das ist eine schreckliche Wendung der Dinge“, sagte Dr. Melodew, „der Mann wünschte entweder sein Kind wieder zu haben, oder ihn in seine Gewalt zu bekommen, um durch ihn Einfluß auf Lady Bide zu gewinnen, um Geld von ihr zu erpressen.“

„So müssen wir die Häfen und die von London und Liverpool abgehenden Schiffe durchsuchen und in allen Hafensplätzen Aufrufe bekannt machen lassen, vielleicht können wir auf diese Weise den Mann auffinden und zu einer Verständigung mit ihm gelangen“, sagte Myra.

„Das halte ich für das Beste“, stimmte Briglen mit großer Herzlichkeit zu.

Dr. Melodew fuhr nach der Stadt, um Aufträge zur Auffindung des Knaben zu geben und James Briglen kehrte nach Clematis-Villa zurück, wo der Thee auf ihn wartete.

Seine Frau war allein zu Hause. Die Knaben waren zu einer Cricketpartie gegangen und die Mädchen hatten sich selbst im Barth'schen Schloß zu Gast geladen.

„So hat Lady Bide endlich herausgefunden“, sagte Briglen, seine erste Tasse Thee aus den Händen seiner Frau empfangend, „wie thöricht es ist, ausgelegte Würfelstein an Kindesstatt anzunehmen. Ihr verhätheltes Rupert ist davon gelaufen und hat ein paar Beilen zurückgelassen, in welchen

hierüber die „Köln. Btg.“ — „ein laum zu haltender Zustand, daß ein Staat durch bloße Erklärung oder durch Käufe sehr fraglicher Art ganze Ländererben soll vorweg nehmen und andere Staaten von ihnen ausschließen können, die dort wesentliche Interessen haben. Die Annexion auf dem Papier, wie sie England neuerdings in Afrika und Australien durch seine Kolonien vornehmen lassen will, können für Dritte nicht wirksam sein. Es wird auf der zu erwartenden Kongo-Konferenz unerlässlich sein, diese dringend gewordenen Fragen allgemein zu ordnen, wenn man den besonderen Beratungsgegenstand, die internationalen Rechtsverhältnisse der Kongo-Gebiete, befriedigend erledigen will.“ Der Ton der „Köln. Btg.“ ist in dieser Notiz offenbar ein sehr chauvinistischer. Die nationale Beweihräucherung, welche an den Franzosen sonst immer so bestig getadelt wurde, wird seit einiger Zeit sehr gern gesehen und man thut so, als wäre die Ehre und der Ruhm Deutschlands um jeden Flaggenstift engagiert, den irgend ein unternehmungslustiger deutscher Kaufmann in irgend welchem Negerstaate aufgepflanzt hat. Die Frage der inneren Kolonisation verdient mehr Aufmerksamkeit und besitzt mehr Wichtigkeit für die Nation, als jede aggressive Kolonialpolitik.

30 militärkräftige Bosniaken, die seit dem Jahre 1882 in Montenegro verweilt, sind von der dortigen Regierung den österreichischen Behörden ausgeliefert und bei Kasanji über die Grenze geschickt worden. Sie werden sogleich in das Heer eingereiht werden und in der Straflompanie Gelegenheit haben über die Liebe zum Vaterlande Betrachtungen anzustellen. Die allgemeine Wehrpflicht, welche in Bosnien seit der Okkupation durch Oesterreich eingeführt wurde, ist den „Halbafaten“ die unangenehmste der modernen europäischen Erregungsmittel.

Nach zwei Tagen ist der dänische Reichstag geschlossen worden, der am 14. d. zu einer außerordentlichen Session einberufen war. Die Einberufung mußte um diese Zeit geschehen, um der Bestimmung des Grundgesetzes gerecht zu werden, wonach der Reichstag, zwei Monate nach der abgehaltenen Wahlen zur zweiten Kammer zusammenzutreten soll. Trotz dieser kurzen Spanne Zeit fand, wie man der „Bos. Btg.“ schreibt, der Konseilpräsident Estrup Gelegenheit, der zweiten Kammer seine Berichtslegung zu bekunden, indem er ganz allein und zwar in Civilkleidung in der Kammer erschien, um den Schluß der Session anzukündigen. Dieses äußerst unceremoniöse Verfahren hatte zur Folge, daß ein von einem konservativen Mitglied auf den König und das Grundgesetz ausgebrachtes Hoch in der Versammlung nur höchst geringen Anklang fand. Die Hoffnung, daß das Ministerium sich nach der bei den Wahlen im Juni erlittenen eklatanten Niederlage nun endlich zurückziehen werde, hat sich also nicht erfüllt und es wird im Oktober wiederum eine Reichstagsession beginnen, die, wozüglich noch unfruchtbarer sein wird, als die vorhergehenden.

Arbeitsstörungen in England. Die Baumwollindustrie von Lancashire befindet sich gegenwärtig in einer sehr bedrückten Lage. Der Markt hat sich seit Wochen verflümmert sowohl für die Fabrikanten wie für die Spinnerbestitzer und die Preise sind so niedrig geworden, daß viele Fabrikanten es vorgezogen, ihre Establishments für eine Zeitlang gänzlich () zu schließen, als mit höchst empfindlichen Verlust fort zu arbeiten. Den empfindlichsten Verlust trägt sicherlich der Arbeiter. Es scheint sich hier nicht um eine partielle Geschäftsstörung zu handeln, sondern um die Verboten einer jener gewaltigen Krisen, die den ganzen Weltmarkt berühren.

In England scheint mit dem Schluß der Parlamentssession zu welcher die Verwerfung der Wahlreformbill durch das Oberhaus die Veranlassung gab, eine Ruhepause eingetreten zu sein und wenn nicht alle Anzeichen trügen, dürfte sie schlummern, bis die Herbstsession des Parlamentes die Reformfrage abermals in den Vordergrund drängt. Das ist ein Beweis mehr dafür, daß die Bewegung nicht aus der Tiefe des englischen Volkslebens stammt, sondern künstlich von oben her gemacht worden ist, um die öffentliche Aufmerksamkeit von der verfahrenen äußeren Politik des liberalen Ministeriums Gladstones auf die Tories zu lenken, welche durch ihre Kritik der ägyptischen Mißerfolge lästig zu werden begannen. So muß der Widerstand der Konservativen gegen die Wahlreformbill zum bequemem Mittel werden, sie als die Gegner jeder Volksbestrebungen hinzustellen und andererseits den „modernen“ Liberalen recht billig einen angenehmen Glorienschein zu verschaffen. Die wahren Interessen des Volkes liegen aber weder auf liberaler noch auf konservativer Seite. Wann werden die Ensländer zu dieser Einsicht kommen?

Die Revisionsliga, eine Vereinigung von Republikanern zur Herbeiführung einer demokratischen Revision der französischen Verfassung, hat folgendes Manifest erlassen: „Bürger! Ihr wisst, was ich zugetragen hat: unsere Gegner sagten: „Ihr verlangt die Revision, wir wollen sie machen.“ Und sie haben sie gemacht: Verweigerung einer Konstituante; Betrachtung des allgemeinen Stimmrechts; Aufrechterhaltung des beschränkten Stimmrechts und des dem Präsidenten der Republik und dem Senat zustehenden Rechts die Kammer aufzulösen: Organisation

er mittheilt, daß er nie wieder zurückkommen beabsichtigt. Man vermuthet, daß sein eigener Vater ihn mit sich übers Meer genommen hat.“

„O! O!“ jammerte Frau Briglen, „und Lady Bide liebte ihn sehr!“

„Dann war sie eben eine große Närrin“, brummte Briglen. „Ja sie liebte ihn zärtlich. Melodew sagte mir, sie hat gestern ihr Testament aufsetzen lassen und ihr ganzes persönliches Vermögen dem Knaben vermacht.“

„Port, fort!“ schluchzte Frau Briglen ganz außer sich. „O wie mich das schmerzt, wie mich das kränkt!“

„Dich kränkt? Weib, bist Du denn ganz toll? Unter uns gesagt, wir sollten uns darüber freuen und ich bin auch sehr froh, daß es so gekommen ist. Myra hatte den Knaben viel zu lieb gewonnen. Sie zog ihn unseren Knaben bei Weitem vor und sie hatte Lady Bide den Vorschlag gemacht, nach deren Tode Rupert ganz nach Barth zu nehmen. Nach Barth! bedenke doch!“

„Er sollte in Barth wohnen!“ höhnte Frau Briglen kramphast, „o ich wünschte, sie hätte ihn nach Barth genommen.“

„Du bist ja eine ganz merkwürdige Mutter, bereit, einen Fremden an Deines eignen Sohnes Stelle zu setzen.“

„Ja, ja, eben weil ich Mutter bin.“ sagte Frau Briglen, „wünschte ich das, denn ich denke nicht bloß an meine Söhne, ich muß auch an meine Töchter denken. Du bist in diesem Falle der verblendete Thor, Briglen, Du warst blind wie ein Maulwurf, nicht zu sehen, daß dieser Knabe ein glänzende Partie für unsere Milly gewesen wäre. Lady Bide ist noch jung und kann noch lange leben. Diese beiden hätten sich geheiratet und würden in Bide-Hall gewohnt und Milly würde den prächtigen Juwelenarmud und die kostbaren Spitzen und alle die tausenderlei eleganten und werthvollen Sachen der Lady Bide geerbt haben und Rupert mit einem Kapital von dreißigtausend Pfund zum Beginn.“

„Wozu redest Du, Weib?“ rief Briglen erstaunt aus.

„Nun, von Rupert und unserer Milly. Wenn er bei Lady Bide geblieben wäre, so hätten wir ihn einst zum Schwiegersohn bekommen. Er liebt das Mädchen unendlich und hat in seiner kindischen Weise unzählige Male beteuert, er werde Milly heirathen, wenn sie erwachsen sei. Und Du fragst mich nun,“ fuhr Frau Briglen erregt und unwillig fort, „weshalb ich traurig bin, und Du verlangst gar noch von mir, ich sollte mich freuen, daß der Knabe fort ist?“

Briglen erwiderte kein Wort. Seine Rinnlade sank herab,

des Budgetkonflikts; Gutheißung der im Jahre 1875 von den Monarchisten ausgehenden Verfassung durch die Republikaner im Jahre 1884 — das ist das Werk des Kongresses von Versailles, eine wahre Herausforderung gegen den Geist der Revolution und die Ueberlieferung der republikanischen Partei. Diese Herausforderung wird von der Demokratie angenommen werden. Diese wird Frankreich nicht in den Händen der opportunistischen Politiker und der blinden Majorität lassen, welche ihnen die Schleppe trägt. Fortan muß in allen Senatoren, Abgeordneten, Departemental- und Municipal-Wahlen das erste Wort der Programme lauten: Revision der Verfassung. Die Liga für die Revision muß ihr Werk fortsetzen, da sie keine Revision gehabt haben. Unser Lösungswort, dasjenige aller Republikaner, aller Patrioten, muß heute sein, was es gestern war: eine republikanische Verfassung durch eine Konstituante. Bürger! Wir zählen auf Euch und geben der Majorität des Versailles Kongresses Stehdichsein bei den Wahlen von 1885. Es lebe die Republik!“

Ueber die Cholera in Marseille veröffentlicht Henri Fouquier im „XIX. Siècle“ einen Bericht, der recht pessimistische Ansichten über den Abgang der dortigen Bevölkerung enthält. Er lautet: „Ich erhalte heute einige seltsame und wahrhaft ergreifende Details über die Cholera in Marseille. In einem Theile der Bevölkerung war der Glaube verbreitet, die Kranken würden von den Ärzten vergiftet. Darum wogen sich Viele, sich ins Hospital bringen zu lassen oder in ihrer Wohnung Hilfe anzunehmen, und wurden unglücklich todt in ihren Behausungen gefunden, wo sie sich abgesperret hatten. Im Ibaro, wo die Ärzte von Marseille sich so tapfer gezeigt, entläßt ein Arzt einen Kranken und sagt: „Nicht wahr, mein Junge, Du bist froh, daß Du Dich daraus gezogen hast!“ — Ja wohl, Herr Doktor, um so mehr, als ich nicht dachte, daß ich lebendig davon kommen würde.“ — „Wie?“ — „Weil man sagt, da es zu viele Arbeiter gäbe, müßten die Ärzte die Kranken vergiften.“ — „Und Du hast das wirklich geglaubt?“ — „Mein Gott, wenn die Regierung es ihnen befohlen hätte.“ — Der Präsekt stand daneben und hörte dieses Gespräch. — „Hast Du auch geglaubt“, fragte er einen anderen, ebenfalls geretteten Patienten, „daß man Dich vergiften würde?“ — „Nicht zu sehr, aber gesagt habe ich es doch.“ — Es schmerzt mich tief, versichern zu müssen, daß diese Worte ganz authentisch sind. Sie stellen die menschliche Dummheit in ihrer Blöde und in ihrem vollen Umfange in ihren zwei Hauptformen: der Leichtgläubigkeit und des Maulaffenhumors dar. Da giebt es also Leute, welche glauben und wiederholen, ohne nur die Ungeheuerlichkeit des Einfalles zu ahnen, daß die Regierung Befehl ertheilt, „Leute zu vergiften“, und daß die Ärzte gehorchen. Und was das Kolossalste ist, dieses entsetzliche Ding schien denen, die daran glaubten, nicht einmal so außerordentlich. So weit sind wir also noch zurück in der dritten Stadt Frankreichs, in einer Stadt, die mit Schulen angefüllt und nicht für reaktionär gilt.“

Daß die italienische Grenzsperr gegen die Schweiz reine Veräppelung ist, steht außer allem Zweifel. So ist in italienischen Blättern zu lesen: man könne jetzt mit einem Trinkgeld von Fr. 5-10, ohne die Quarantäne durchzumachen, über die Grenze gehen, während man früher Fr. 50-100 haben zahlen mußte. Diese billigen Preise, die vielleicht noch weitere Reduktion erfahren werden, habe man wohl der Konkurrenz zu verdanken, welche in diesem Punkte die italienischen Grenzwächter den Schmugglern machen, die sich natürlich auch mit der unerlaubten Beförderung von Menschen befassen.

Ueber den Stand der Cholera in Italien wird aus Rom berichtet: Vorgehen sind in Bergamo 6 Erkrankungs- und 6 Todesfälle, in Campobasso 7 Erkrankungs- und 3 Todesfälle, in Cosenza 1 Erkrankungsfall, in Cueno 4 Erkrankungs- und ebenso viel Todesfälle, in Genua 1 Erkrankungsfall, in Massa 7 Erkrankungs- und 3 Todesfälle, in Rom 1 Todesfall, in Portomaurizio 1 Erkrankungs- und 1 Todesfall und in Turin 10 Erkrankungs- und 6 Todesfälle vorgekommen.

Aus dem Berichte der Oberverwaltung der russischen Zivilgefängnisse geht hervor, daß am 1. Januar 1882 die Zahl der Verhafteten sich auf 95 500 belief, worunter 8064 Frauen und 2401 Kindern. Im Laufe des Rechnungsjahres waren im Ganzen in den Zivilgefängnissen 722 658 Menschen verhaftet, von denen 625 280 entlassen wurden, so daß am 1. Januar 1883 nur noch 97 337 Personen eingesperrt waren. Den Gouvernements nach kamen die meisten Arrestanten auf Kiew, nämlich 2147 Männer und 242 Weiber, die wenigstens auf das Gebiet von Jekaterin, nämlich nur 2 Männer. Die zur Strafe der Verweisung nach Sibirien in den Gefängnissen von Tjumen eingesperrten Personen, der Zahl nach 16 878, vertheilen sich folgendermaßen: zur Strafzeit verurtheilt 1598, darunter 183 Weiber; zur Anstiedlung verbannt 2782, darunter 286 Weiber; unter Aufsicht stehend 1500, darunter 81 Weiber; lebenslanglich verhaftet 194, darunter 5 Weiber; aus den Gemeinden ausgestoßen 1193, darunter 47 Weiber; auf administrativem Wege verbannt 313 (f. B.).

seine Augen scrühten in ein grünes Licht aus. Er stand vom Tisch auf und ging in den Garten. Dort lehnte er sich an einen Nuzienbaum und öffnete den Todtenmarsch aus dem „Soul“ von Anfang bis zu Ende. Der Gedanke schlich sich in sein Gemüth ein, daß er sich möglicherweise selbst um einen großen Vortheil gebracht habe.

„Frau Briglen hatte inzwischen ihren Hut aufgesetzt und war in dem Barth'schen Schloß erschienen. Dort sah sie und weinte und jammerte und mit ihr im Chor ihre drei Töchter, bis die kleine Milly ganz erschöpft zu Bette getragen werden mußte.“

Mit den beiden Anderen im Gefolge begab sich Frau Briglen im Mondschein nach Bide-Hall, um dort Erkundigungen einzuziehen und in dem kleinen Landhaus im Park das Ereigniß des Tages der Gräfin Idris und ihrer Tochter mitzutheilen. Francesca war zu stolz, um in Gegenwart Anderer um ihren kleinen Freund zu weinen, aber sie schluchzte die ganze Nacht und bis zum Morgen kam kein Schlaf in ihre Augen.

Der verzweifelte Durchgänger, die Ursache so vieler Kummer's, schlief unbehaglich in seinem groben Kette, mit wundnen Füßen, um ihn her die laut schnarchenden Landstreicher, und träumte unter den ruhig blinkenden Sternen entsetzliche Träume, aus denen er manchmal jäh und erschrocken empor fuhr.

18. Kapitel.

Vom Wirbel bis zur Sohle empörte sich Alles in Rupert gegen das Leben, das er erwählt, aber er war zu stolz zur Umkehr, und der vergiftete Pfeil, den sein verborgener Feind Dr. Briglen auf ihn abgeschossen hatte, brannte sich fest in seiner hochliegenden Seele.

Tony hatte ihn verlockt auszugehen, um Rahn und Größe zu gewinnen, aber selbst seine begeisterungsfähige Natur, sein phantastischer Sinn vermochte sich der Erkenntnis nicht zu verschließen, daß dies nicht der Weg zu Glanz und Reichtum war. Das ruhelose Umherstreifen durch das Land, der Verdacht, mit welchem die wandernde Gesellschaft überall begrüßt wurde, das Schlafen im Freien oder in unsauberen, verfallenen Vorstadtvierteln, von der Polizei oder den Dorfbehörden immer wieder vorwärts gewiesen, war dem feinfühlenden Knaben bald ein Grauel.

(Fortsetzung folgt.)

